Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 103. Bromberg, den 9. Juni 1926.

Sturm in Schmalebeck.

Roman von Sophie Kloerss.

(14. Fortsetzung.)

„Geh jetzt zurück, Olaf. Ich geh' quer über das Feld und über die Schmale, da bin ich am schnellsten zu Hause. Und vergiß mich nicht, da in deinem Jütland. — Ich glaube, es werden schlimme Zeiten kommen für uns beide."

Sie drängte ihn zurück, als er sie wieder an sich ziehen wollte. Denn über das Feld heran kam jemand gegangen, und sie wollte nicht wieder überrascht werden. „Auf Wiedersehn, Olaf. Wenn nicht mehr in diesem Winter, dann zum Frühjahr. Dann kommst du wieder."

„Dann komme ich wieder. Darauf kannst du dich verlassen, süße Ilse."

Sie ging über das Feld, Olaf wandte sich zurück, die Landstraße zu erreichen, und traf auf den Jemand, der ebenfalls nun den Feldweg eingeschlagen hatte. Er ruckte zusammen. War das nicht der korrekte Hamburger? Das war fatal. Der hatte einen tüchtigen Schritt am Leibe und wollte wohl ebenso wie Ilse die überfrorene Schmale überschreiten; denn die Landstraße, die eine Brücke dicht vor der Stadt hatte, machte einen Bogen. Und wenn er mit diesem Schritt noch drei Minuten so weiterging, war er neben Ilse. Dann konnte er sich einen deutlichen Vers machen.

Olaf blieb stehen und sah ihm nach. Sollte er mit langen Sprüngen hinterher eilen und ihn bitten — — Teufel nein, das ging auch nicht. Das machte erst etwas aus der Sache. Ein Ehrenmann schwieg auch ohnedem, und der Hamburger machte den Eindruck eines solchen. Nun war es auch schon zu spät, nun hatte die Dunkelheit das Mädchen und den Mann eingeschluckt. Olaf Hammersmid machte sich auf den Rückweg nach Eichtal.

Heiß war ihm von den Küssen. Dies entzückende kleine Mädchen. Ach was! Mochten die Eltern reden, mochte Dänemark einen siebenjährigen Krieg mit den Herzogtümern beginnen, mochte die Mutter zehnmal eine Gräfin Schimmelmann zur künftigen Baronin Hammersmid ausgesucht haben — — er wollte seine Ilse, seine süße kleine Ilse. Bisher hatte er noch wenig Gelegenheit gehabt, seinen Willen durchzusetzen, der war ihm immer ohne Umstände gewährt worden, nun kam es einmal darauf an, nun wollte er zeigen, daß er ein Mann war. Und sehr begeistert von der eigenen Energie pfiff er den tapfern Landsoldaten vor sich hin, bis das Gutshaus mit hellen Fenstern aus dem Schneetreiben auftauchte.

Ilse hörte die Schritte, die hinter ihr herkamen, ging schneller, glitt und wäre fast gefallen, wenn nicht jemand hastig zugesprungen wäre. „Hallo", ein Arm legte sich um sie, sie zitterte ein bißchen, denn der linke Fuß war böse umgeknickt, aber mehr als der Schmerz ließ das Erschrecken sie beben. Thomas Raben! — Ausgerechnet der! — Es hätte nicht schlimmer sein können. Obgleich sie im gleichen Augenblick sich ganz sicher war, daß über seine Lippen nie ein verräterisches Wort kommen würde. Aber sie schämte sich vor ihm. O, wie sie sich schämte!

Als sei es das Selbstverständlichste von der Welt, daß sie sich in Dunkelheit und Schnee hier draußen im Felde begegneten, bot er ihr den Arm. „Das Tauen heute in der Mittagsstunde und das Frieren hinterher hat eine abscheuliche Glätte geschaffen. Ich wollte darum auch den Wagen aus Neukrug nicht annehmen, denn ohne geschärfte Eisen fallen die Pferde heute leicht. Lehnen Sie sich nur fest auf meinen Arm, Fräulein Rottmann, ich gleite nicht leicht. — Ja, wir waren heute zusammengekommen in Neukrug, die letzten Kontrakte aufzusetzen. Nun hier in der Gegend der Bau der Bahn gesichert, nun bin ich in Schmalebeck überflüssig geworden. Aber im Januar, zur goldenen Hochzeit Ihrer Großeltern, da komme ich noch einmal wieder." Er redete ruhig und gewandt, sie hatte Zeit, sich zu fassen und das Herzklopfen zu überwinden.

Jetzt waren sie an der Schmale. Der Wind hatte den Schnee über das blanke Eis hingepustet, daß der Flußlauf sich wie ein dunkles Band aus all dem Weiß ringsum heraushob.

„Wollen wir einmal glitschen?" fragte Raben und lachte dazu. „Ich spüre ganz knabenhafte Gelüste."

„Dann will ich Sie darin nicht stören," und Ilse sauste leichthin auf der spiegelblanken Bahn. Raben folgte, sie glitten — immer ein Streckchen laufend und wieder rutschend, mit Windeseile über das Eis, wurden ganz vergnügt, lachten und machten erst nach einigen Minuten kehrt.

Da sahen sie am Doktorgarten den Schein einer Laterne, und Ilse sagte verstört: „Man sucht mich. Es ist gewiß schon spät. Mein Gott — Vater kann so heftig werden."

„Wenn man solchen alten Beschützer bei sich hat wie mich, darf man sich schon einmal auf dem Eis verspäten. Morgen laufen wir zusammen Schlittschuh. Sollte Ihre Mutter nicht auch mitkommen?" Sie sah dankbar zu ihm auf. Es war gerade noch so viel Licht im sinkenden Abend, daß er ihre dunklen Samtaugen leuchten sehen konnte.

„Ilse!" kam ein Ruf vom Garten her.

„Ja, Vater!" Ein letztes Gleiten, im Schein der Laterne stand Doktor Rottmann vor ihnen. Er hatte die Tochter am Kaffeetisch vermißt, hatte im Schnee ihre Spuren bis zum Fluß verfolgt und etwas sehr Unbehagliches war in ihm aufgestiegen. An Rabens Seite aber hatte er sie nicht erwartet.

Der kam mit der heiteren Sicherheit des Mannes aus der großen Welt auf ihn zu. „Sie sind natürlich sehr ärgerlich, Herr Doktor. Ich muß für Fräulein Ilse um Entschuldigung bitten, denn als ich sie hier auf dem Eise traf, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, auch einmal wie ein Junge die alten Künste zu üben. Dabei haben wir die Zeit versäumt. Wenn man lange draußen ist, gewöhnt sich das Auge an die Dunkelheit, daß man sie gar nicht so merkt. Morgen will Ihr Fräulein Tochter mir erlauben, sie beim Schlittschuhlauf zu begleiten."

Er ging, wie selbstverständlich, dabei neben dem Arzt her durch die stillen Gartenwege, und als sie an der Haustür standen, reichte er ihm die Hand. „Wollen Sie Ihrer Frau Gemahlin einen Gruß von mir sagen, ich kann leider nicht mit in das Haus kommen. Wie ich Fräulein Ilse schon erzählte, komme ich von Neuhaus herüber mit den letzten Kontrakten. Ich möchte jetzt gleich für ihre Absendung nach Hamburg sorgen." Ein letztes Ziehen des Hutes, da ging er hin über den Markt.

Rottmann sah zweifelnd auf die Tochter. Er hatte es im Gefühl, daß irgend etwas nicht ganz stimmte, doch sie ließ ihm keine Zeit zu langen Fragen, sondern lief hastig die Treppe zum eigenen Zimmer empor und kam erst wieder hinab, als er noch einmal ausgegangen war.

*

Georg Grützmann hatte tapfer geholfen bei der Armenbescherung, hatte Tannenbäume mit Lichtern versehen, hatte Teller mit braunen Kuchen gefüllt, hatte den alten Weibern ihre Tücher und Pantoffel zusammengepackt, hatte sich von Frau Pastor Jessen ganz als Laufbursche benutzen lassen

und hatte zu seinem eigenen Erstaunen Gefallen an der Sache gefunden. Man war ordentlich ein bißchen in Bewegung gekommen und hatte sich doch nicht anzustrengen brauchen mit geistreichen Reden und liebenswürdigen Komplimenten. Rieckchen verlangte so etwas nicht, die war ungeheuer bequem, man vergaß eigentlich ganz, daß die eine junge Dame war. Und dann hatte Ilse ihm am Abend nach der Bescherung, als er die Lichter ausblasen mußte, gesagt: „Nein, Georg, das hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut, daß Sie so tüchtig wären." Und für dieses Lob hätte er gleich noch einmal die ganze Plackerei auf sich genommen.

Er durfte sie und Rieckchen nach Hause bringen, und wenn der Weg auch nur sehr kurz war — Ilse hatte solche Sehnsucht nach ein bißchen frischer Luft gehabt, denn in der Post war richtig Kleinleutemüff gewesen, und da waren sie noch fünfmal um den ganzen Marktplatz gegangen, ganz gemächlich, und Rieckchen hatte erzählt von allerlei Vorbereitungen zur goldenen Hochzeit, und die beiden Mädchen hatten gefragt, ob er nicht der Bär sein wollte in ihrer Aufführung. Nämlich in Pastor Rottmanns Freierzeit war ein entsprungener Zigeunerbär in Meldorf umgegangen, wo er damals Kandidat gewesen, und da hatte er seine Luise immer vom Abendgottesdienst heimbringen müssen, und wie gern hatte er das getan.

Dieser Bär sollte nach 50 Jahren wieder aufleben. Wollte Georg nicht so nett sein und in sein Fell kriechen?

Georg wollte alles, was man von ihm verlangte. Sein gutes Jungengesicht war ganz verklärt bei der Aussicht, als Fellträger zu Ilses Füßen ruhen zu dürfen, denn Ilse — das verjüngte Ebenbild der Großmutter — mußte natürlich diese darstellen. — Sicher wollte er der Bär sein. Höchst natürlich wollte er brummen. Alles überhaupt könnte man von ihm verlangen. Er war im Begriff, sich zu den wunderbarsten Ritterdiensten zu verpflichten, da waren sie einmal wieder bei ihrer Rundfahrt vor dem Pastorat, und Helene Jessen sah aus der Tür, wo in aller Welt denn ihr Rieckchen bliebe.

„Siehst du", sagte Ilse am andern Tag, „er wird schon warm. Ach Rieckchen, ich hab' ja so gefroren. Das war wirklich ein Freundschaftsdienst, daß ich durchaus noch Luft schöpfen mußte."

„Du bist so gut, Ilse. — Aber sag' doch, ist Olaf Hammersmid wirklich abgereist?"

„Wirklich."

„Und — wird er dir schreiben? Hat er dir nicht ein bindendes Wort beim Abschied gesagt?"

„Davon reden wir, wenn es Frühling ist. — Vergnügtes Fest, Rieckchen."

Und das Fest ging vorüber und brachte Ilse viele und kostbare Geschenke, aber das, was sie erwartete, einen Brief von Olaf, brachte es nicht. Doch daran konnte viel schuld sein. Man munkelte ja auch, daß die Grenze schon gesperrt sei für alle Post. Nichts ginge herüber und hinüber, was nicht von dänischen Beamten genau visitiert worden. Wenn man das weiß, ist man sehr vorsichtig mit seinen Briefen.

Neujahr kam, und Krogs erschienen zum Gratulieren im Doktorhaus, und Frau von Krog sagte sich für einen Nachmittag zum Kaffee bei Hanse an, und Ilse hatte solch heimliches Gefühl, daß diese Ansage aus einem ganz bestimmten Grund erfolgte.

Darum richtete sie den Kaffeetisch besonders hübsch, stellte einen Strauß von Stechpalme und Christrosen in die Mitte, zog das violette Taftkleidchen an, das so hübsch zu ihrer bräunlichen Haut stand, und setzte ihr süßestes Lächeln auf. Hanse betrachtete sie und fragte: „Was machst du dich so hübsch, für Frau von Krog oder für Olaf Hammersmids Tante?"

Eine Frage, die ohne Antwort blieb.

Frau von Krog hatte aber gar nichts Absichtliches, als sie nun an dem hübschen Tisch saß. Sie redete von allerlei Dingen, nur nicht von ihrem lieben Neffen, und erst, als es bald Zeit wurde zum Heimfahren, sagte sie so nebenbei: „Wir hätten Olaf so gern noch bis zum Sommer bei uns behalten. Aber meine Schwester gehört zu den Müttern, die ihren Sohn verheiraten wollen. Obgleich er doch noch so jung ist. So mußten wir ihn schon wieder hergeben."

„Das klingt, als hätten wir bald eine Verlobungsanzeige zu erwarten."

„Es scheint fast so. Da ist eine junge Gräfin Schimmelmann, sie haben Kronsborg, das Nachbargut meines Schwagers, aber sie haben auch noch auf Seeland große Güter —, nun, die junge Gräfin hat ein wenig zuviel getanzt im letzten Winter in Kopenhagen und soll sich in der Stille erholen. Das scheint der Anlaß zu seiner Rückberufung gewesen zu sein."

Ihr Augen glitten wie zufällig über Ilse hin. Die saß und stickte an einem Pointlacedeckchen, setzte einen Stich genau an den anderen und verzog keine Miene.

„Ich weiß nicht, ob meine Schwester Glück haben wird mit ihren Projekten", fuhr Frau von Krog fort. „Olaf ist ein verwöhnter Prinz und hat bisher von den Eltern nie Widerstand erfahren. Ob er sich durchsetzen kann, wenn das einmal eintritt — — — wer will es sagen?"

„Warum sollte er auch gegen den Wunsch der Mutter handeln?" fragte Hanse liebenswürdig unbefangen „Ihre Frau Schwester wird ihm gewiß etwas Liebes und Hübsches ausgewählt haben."

Sie sah Ilse an, und Ilse hob ein wenig nur den Kopf, als sei sie ganz in ihrer Arbeit versunken gewesen, und setzte beistimmend hinzu: „Das denke ich mir auch."

Als Frau von Krog gegangen war, blickten Mutter und Tochter einander nachdenklich an. „Das war Absicht", sagte Hanse. „Diese verschlossenen Aristokratinnen erzählen werdende Familienereignisse nicht ohne besonderen Grund."

Ilse machte ein Hochmutsgesicht. „Grund? Sie mag gedacht haben, da wär' ein Grund, aber sie hat sich wirklich ganz getäuscht." Langsam und ordentlich legte sie die Handarbeit zusammen, fragte: „Kann ich wohl noch einen Augenblick zu Rieckchen herumgehen?" und verließ das Zimmer.

„Haltung! Haltung!" sagte sie sich innerlich, wie sie das Haus verließ, wie sie nebenan eintrat, die Tante begrüßte und mit Rieckchen in deren Zimmer ging.

„Es ist aber gar nicht warm bei mir, Ilse."

„Das ist ganz gleich. — Ich muß nur einen Augenblick mal allein sei. Zu Hause kommen gleich die Kinder in meine Stube. — Nein, du störst mich nicht, Rieckchen. Ich setz' mich an das Fenster — —", sie legte den Kopf auf die Fensterbank, aber weinen tat sie nicht. Nur einen Augenblick nichts sehen und nichts hören.

Wie das fraß. Wie das drinnen riß im Herzen.

Das ihr! — Und sie hatte sich küssen lassen! — Und sie hatte sich als Braut gefühlt! — Und sie wartete geduldig, daß seine Eltern geruhen sollten, die bürgerliche deutsche Braut anzuerkennen. Und die hatten eine schöne, reiche, junge Gräfin für ihn an der Hand.

Was tat da so weh? Das Herz oder der Stolz? — Fast schien es, als sei der Stolz noch viel tiefer gekränkt als die Liebe.

Ein bitteres Stöhnen.

Von hinten legte Rieckchen den Arm um sie. „Liebe, Liebste. Mein Ilsebill, wer hat dir was getan?"

„Frag' nicht. Frag' nicht."

„So gern möcht' ich dir helfen."

„Ich helf' mir schon allein. Nur ein bißchen Zeit. Nur erst das runterwürgen. — Rieckchen — — ach Rieckchen —" und nach einem tiefen Aufatmen: „Du sagtest mal, Georg ist nicht gewandt und nicht schön, aber er ist so ehrenhaft und gut. Das ist mehr. — —Du hast recht, Rieckchen, das ist mehr als Witz und Laune."

Da ahnte das gute Rieckchen, was die Freundin bedrückte, setzte sich still neben sie, sprach nichts mehr, strich ihr nur von Zeit zu Zeit leise über die Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Es war einmal zur Frühlingszeit . . .

Skizze von E. Schenk, Gummersbach.

Es ist schon sehr lange her, wohl zwei Jahrhunderte und noch länger. Geschlechter sind erstanden und vergangen, Krieg und Frieden haben gewechselt und des Landes Auf- und Niedergang, viel Leid und Freude haben Menschenherzen in der Zeit durchlebt, da lag im bergischen Land in einem Talkessel ein Bauernhof — ganz einsam. Das Getöse der Welt drang wenig an diesen stillen Ort.

Das alte Haus hatte gewaltig dicke Mauern, und die Fenster waren rund gewölbt, wie die Fenster einer Kirche, und dort, wo sie nahe zur Erde lagen, waren sie durch Eisengitter geschützt. Seitwärts schlossen sich Scheunen und Ställe an, und hinter der Besitzung rauschte der Waldbach, spülte an die festen Mauern und über den Riesenstein, auf dem die Mägde oft knieten und in dem stürmischen Wildbach das Linnen spülten.

Die Mägde, das waren die Töchter des Schweizers und auf dem Talhof groß gezogen. Fremde Menschen duldete der Bauer nur notgedrungen, und so hatte es ihn auch Überwindung gekostet, vor ein paar Jahren den Jörg, der heim- und elternlos aus der Welt hier plötzlich aufgetaucht war und um Arbeit gebeten hatte, aufzunehmen. Sehr mißtrauisch war der Bauer gewesen, hatte sich aber später selbst überwunden, weil Jörg eben noch sehr jung und geschickt und anstellig war. Junge Kräfte fehlten ihm ja auch, da er selbst immer älter wurde und vor allen Dingen, weil er spürte, daß er alt wurde. Dieses Altwerden war ihm ein Bitternis, er sträubte sich dagegen und arbeitete den Tag über für drei, bis er des Abends übermüdet im Lehnstuhl zusammensank. Dann kam leise, ganz leise eine weiche Hand zu ihm herüber, streichelte sein dunkles Haar, das an den Schläfen silbern schimmerte, und eine liebe Stimme

sagte nur: „Vater!“ Das war der schönste Lohn für des Tages mühseligste Arbeit, und dankbar sah er in die dunklen Augen seines Kindes, das in der tiefen Einsamkeit des Tales zu einer unwirklichen Schönheit erblüht. Sein Kind zu hüten vor den Einflüssen des Lebens, war er damals nach der traurigsten Erfahrung in diese Taleinsamkeit geflüchtet, hatte sein Lehramt verlassen und war ein Bauer geworden, nur um seines Kindes willen, das ihn mit den Augen der Mutter anlachte, die ihn, den stillen Magister, verlassen hatte, um mit einem Offizier in die weite Welt hinaus zu gehen. Sein Herz war festgewurzelt in dem Talhof, sein Kind hatte die Welt noch nicht gesehen.

Außer dem Schweizer und dessen Frau, Sohn, zwei Töchtern und Jörg kannte sie niemand, und sie sollte unerkannt bleiben bis — ja, wie lange eigentlich? Darüber war sich der Talbauer nicht klar — und dennoch — die Jahre vergingen, und Sanne war 19 Lenze alt? War es recht, daß er sie hier einsam verblühen ließ?

Der Talhof war ein eigenartiges Geheimnis. Des Abends, wenn das Blöken der Schafe und Rinder verstummt war, dann klang durch die geöffneten Fenster in das Rauschen des Wildbaches eine feine Weise. Dann lauschten sämtliche fühlenden Seelen den Tönen, die so rein und klar und voller Sehnsucht waren. Der Bauer spielte. — Seine harte Arbeitshand führte den Bogen noch immer sicher und gut. Susanne hockte dann mit großen, verträumten Augen in dem Sessel neben dem Kamin, und ihre junge Seele bebte und litt, sie wußte nicht warum, sie wurde zum Weinen traurig und dann wieder froh, in ihren Träumen erstanden tausend Bilder, ihre Phantasie lebte und blühte auf, und der Bauer wußte nicht, daß er in der Seele seines Kindes mit seinem Spiel die Sehnsucht weckte. Auf die Töne lauschten ruhelos auch noch andere: Bärbchen, die lustige Kleinmagd, und Jörg, der Fremdling, der im Talhof heimisch werden sollte. —

— — Wo sie hergekommen, das wußte keiner. An einem Morgen waren sie plötzlich da. Ein grüner Wagen stand in der Wiese. Zwei struppige Pferdchen weiter amWaldrand, ein alter Karren, auf dem allerlei Gerümpel lag, war an den Wagen angehängt. Aber es kamen noch mehr. Am nächsten Morgen waren vier Wagen da, alle standen sie hintereinander am Abhang, und geschmeidige braune Gestalten lagen im Waldgras oder ritten auf den kleinen Pferdchen am Talhof vorbei.

Der Bauer sah grimmig auf das fahrende Volk und schickte Jörg hin mit dem Befehl, das Grundstück zu räumen. Da kamen zwei dieser braunen Leute, ein schönes junges Weib mit schwarzen Haaren und ein schlanker junger Mann durch das Tor des Talhofes und baten den Bauer, sie noch ein paar Tage dulden zu wollen, sie möchten auf der Wiese die Hochzeit eines Stammesgenossen feiern.

Susanne stand neben dem Vater am Brunnen und sah mit großen Augen auf die seltsamen Leute. Die schwarze Frau knickste vor ihr, und ihr Mann sagte mit fremdem Akzent: „Küß die Hand, Jungfräulein.“ Dabei blieben seine Augen an dem Gesicht des Mädchens hängen, das ihn anschaute und plötzlich jäh errötete. Der Bauer sah auf seine Tochter, die wie erstarrt stand mit einem eigenen Lächeln im Gesicht und schrie in jäh erwachender Angst: „Hinaus, Hundsvolk!“ — Die Frau lachte girrend auf, dann verschwanden sie hinter dem Tor. Der Bauer legte den Arm um sein Kind: „Sanna, das sind Diebsmenschen.“

Die sagte, wie aus einem Traum erwachend: „Aber warum denn nur, Vater, sie sind doch so schön?“ —

Am nächsten Abend hatte der Bauer sein Kind früh zu Bett geschickt. Sie sollte die aufreizenden ungarischen Weisen nicht hören, die von der Wiese herüberklangen, jubelnd und jauchzend und dann wieder schwermütig.

Es war ein warmer, duftgeschwängerter Frühlingsabend. Die alten Bäume neigten sich unter der schweren Blütenlast. Da nahm auch der Bauer seine Geige aus dem Wandschrank, und der Bogen glitt über die Saiten.

An dem Fenster ihres Stübchens stand auch Susanna und horchte auf die verschiedenen Melodien, die das Tal erfüllten. Sie sah auf der Wiese Lichter flirren und die braunen Gestalten sich drehen in fröhlichem Tanz. Weiße Schleier flatterten dazwischen.

O, einmal mit dabei sein zu können! In Sanna wuchs die Sehnsucht riesengroß. Da sah sie plötzlich hinter der Mauer das junge, geschmeidige Weib von gestern, die winkte ihr. Und wie von unsichtbarer Hand gezogen, verließ Sanna ihr Gemach, glitt die Treppe hinab und öffnete das Haustor. Aus der Stube klang des Vaters wehmütiges Spiel. Und dann stand sie zwischen all den braunen Menschen, herbeigezogen durch die Hand des jungen Weibes. Und Susanna, die Herrin des Talhofes, tanzte mit den Zigeunern die ganze Nacht. Die junge Braut saß neben ihr, das Haar mit Perlen und Flitter durchflochten. Sie trank und lachte mit und sah tief in die Augen des jungen Zigeunerburschen. — —

Am nächsten Morgen war die Wiese leer; nur zertretenes Gras, Papierfetzen und zerbrochene Gläser gaben Kunde von der durchtollten Nacht. Und mit den Zigeunern war Sanna, des Talhofes köstlich gehütete Erbin, verschwunden . . .

Der Bauer tobte, raste, dann schwang er sich auf sein Pferd, irrte durch die Gegend und kam nach Tagen zurück, ein müder, gebrochener Mann. Nirgends eine Spur. Das wandernde Volk war verschwunden und mit ihm sein einziges Glück.

Der Bauer nahm seine alte kostbare Geige aus dem Schrank und warf sie brutal vor die Füße des Kamins; ihr Lachen und Weinen war mit Schuld dran.

Seit der Zeit waltete ein böser Geist über dem Hof, die Jahre kamen und gingen, und Sanna kehrte nicht zurück . . .

Jahrhunderte sind vergangen, noch immer kennt man die Geschichte; aber das Haus ist längst verfallen — nur der Wildbach rauscht noch sein altes Lied.

Eine Reise um die Erde in 21 Tagen.

Die Reise, welche Jules Verne seinen Helden Phileas Fogg in 80 Tagen um die Welt machen ließ, ist schon vor 20 Jahren durch den Oberstleutnant Burnley-Campbell zu einer geringfügigen Leistung gestempelt worden, der mit Hilfe von gewöhnlichen Bahn- und Dampferverbindungen nur etwas über die halbe Zeit, nämlich nur 41 Tage 19½ Stunden brauchte. — Vier Jahre später, 1911, stellte Mr. Mears einen neuen Rekord auf dadurch, daß er gelegentlich Automobile benutzte. Er brauchte für die Tour nur 35 Tage 10 Stunden. — Dieser Rekord ist bisher nicht überboten worden, trotz des Versuchs von amerikanischen Fliegern. Verschiedene Unfälle und schlechte Witterung ließen sie 5 Monate vergeuden. —

Jetzt wollen nun zwei Amerikaner, der Flieger Wells und ein Geschäftsmann namens E. S. Evanß, nur 21 Tag oder im Notfalle 26 Tage brauchen. —

Die Pointe ist, einen hinreichend kurzen Erdumfang zu wählen. Während der Aequator 24855 (engl.) Meilen mißt, beträgt der Erdumfang in der Londoner Breite nur 15500 Meilen. —

Die beiden neuen Rekordbrecher haben ihre Rundreise-Route zwischen den 41. und den 56. Breitengrad gelegt, und sie sieht wie folgt aus:

Von Newyork wollen sie nach Victoria in Britisch-Columbien fliegen, 2500 Meilen. Die nächste Etappe besteht aus einer Dampferfahrt nach Hakodate in Japan, 4800 Meilen. — Eine zweite Dampferfahrt bringt sie nach Wladiwostock, 480 Meilen. —

Jetzt folgt die schwierigste Strecke: 4000 Meilen im Flugzeug nach Moskau. Die russische Regierung hat zugesagt, für eine genügende Zahl von Zwischenlandungsplätzen zu sorgen. Bekommt sie das nicht fertig, so müssen die Reisenden eine neuntägige Fahrt auf der Transsibirischen Bahn einschieben, was zu einem Zeitverlust von fünf Tagen führen würde. —

Der Flug von Moskau nach London — 1700 Meilen — würde über Berlin und Amsterdam führen. — Von London gelangen die Weltumreisenden im Flugzeug nach Southampton. — Die Schnelldampferfahrt Southampton—Newyork ist die Schluß-Etappe. — Es wurde auch eine Route im hohen Norden erwogen, die nur 8 Tage in Anspruch nehmen brauchte, aber sie ist vorläufig noch nicht ausführbar. — Auf der gewählten Route müssen täglich durchschnittlich 800 Meilen zurückgelegt werden, wenn 21 Tage ausreichen sollen. — Ch. P.

Eine aussterbende Menschenrasse.

Von H. Hesse-Neuyork.

Von dem schnellen Verschwinden einer Rasse primitiver Bewohner an den Küsten der Magellanstraße berichtete kürzlich S. K. Lothrop vom Neuyorker Museum des Amerikanischen Indianers. Die armseligen Lebensbedingungen dieses Stammes bewogen seinerzeit den Naturforscher Darwin, sie als Glieder einer Rasse anzusehen, die geneologisch dem Affen am nächsten stand.

Darwin suchte in wenig erforschten Winkeln der Erde die Lösung zu dem Rätsel des Menschen. So wagte er sich denn auch als Erster in das bergige Land dieser seltsamen Indianerrasse, die in der Polarkälte Terra de Fuegos an der Südspitze des amerikanischen Erdteiles, also am südlichsten Punkte der Erde, mit so wunderbarer Zähigkeit am Leben hing. Er fand sie als einen abgehärteten Stamm. Allein im Laufe weniger Jahre, sagte Lothrop, verminderten Tuberkulose und Masern ihre Zahl von 20000 auf nur 50 Bewohner, und in wenigen Jahren mag diese Rasse, die Anthropologen jahrelang in Bann gehalten, vollkommen erloschen sein.

Lothrop kehrte kürzlich von einer elfmonatigen Reise durch jenes Indianerland zurück. Den größten Teil seiner Forschungen unternahm er an den von Schneestürmen verheerten Küsten der Magellanstraße, an der südlichsten Spitze der westlichen Welt.

Fast ein Jahr lang wanderte er durch die unfruchtbaren Regionen Terra de Fuegos, eingezwängt zwischen dem öden Landstrich Kap Horn im Süden und Patagonien und Chile im Norden.

Die Lebensbedingungen waren fast unbeschreiblich. Gleich Seeräubern lebten die Wilden von den angeschwemmten Trümmern der Schiffe des weißen Mannes, die in der aufgewühlten Meerenge zu Schaden kamen. Schneestürme, die vor Jahrhunderten dem unerschrockenen Magellan fast zum Verderben gereichten, fordern noch immer ihren Zoll von den durchfahrenden Schiffen und ergänzen so den armseligen Hausrat dieser Wilden.

Wie ihre Ahnen vor Generationen ihren Unterhalt gewannen aus den Trümmern gestrandeter Schiffe, so kriechen diese Indianer noch heute an der Küste entlang und warten, bis die Wellen die Überreste eines Fahrzeuges an den Strand spülen, das vielleicht mit Mann und Maus unterging.

Während vier große Indianerstämme früher diese Gegend bevölkerten, die von ein paar Weißen, meistens Engländern, beherrscht wurden, sind heute nur noch zwei Stämme übrig geblieben. Diese Stämme sind die Ona und Yahgan. Jeder zählt 25 Männer und Weiber, und diese erwarten das Ende in bemitleidenswerter Gleichgültigkeit.

Masern und Lungenkrankheiten, die vor wenigen Jahren in diesen Regionen auftraten, rotteten die ganze Bevölkerung fast über Nacht aus. Die Seuchen griffen mit noch größerer Schnelligkeit um sich als seinerzeit in den Reservationen der Vereinigten Staaten und haben bereits ganze Stämme des südamerikanischen Indianers ausgerottet. Die Indianer starben wie die Fliegen. Die wenigen Weißen, die nur über unzureichende Medikamente verfügten, suchten sie zu retten, allein das Übel war zu groß. Ihr eigenes Leben geriet sogar dabei in Gefahr.

Vor einem halben Jahrhundert waren sie der Schrecken der Seeleute, die in den stürmischen Gewässern am Kap Horn Schiffbruch litten. Die Yahgans waren ein seefahrender Stamm und durchquerten die Buchten und Meerengen in schmalen Kanoes, die aus der Rinde einer Art Riesenbuche hergestellt waren.

Diese Indianer standen wohl auf der niedrigsten Kulturstufe, die je in der ganzen Welt gefunden wurde. Ihre Kleidung bestand aus einem bloßen Otter- oder Seehundsfell, das um die Brust hing und je nach der Richtung des Windes auf die rechte oder linke Seite geschoben wurde. Die Behausung war nicht mehr als ein Windbrecher, und gewährte nach oben keinen Schutz. Die meisten Werkzeuge und Geräte waren gleichfalls ganz primitiv.

Doch obgleich das Klima kalt ist wie in Grönland oder Alaska, schlafen diese Menschen, den Körper nur mit einer Decke schützend, während die Füße dem Eise und dem Schnee ausgesetzt sind. Sie können nicht weiter als bis drei zählen, ohne zusammengesetzte Zahlen zu benutzen.

In ihrer gesamten Zivilisation sind diese Indianer auch nicht einen Schritt vorwärts gekommen, seit Magellan mit seinem Boot durch diese Straße segelte, die seinen Namen trägt. Sich in den Schluchten der Berge verkriechend, die die gewundene Straße einengen, sind diese Indianer mit keiner Kultur in Berührung gekommen und leben wie die Urmenschen.

So unsagbar arm nun diese Eingeborenen auch sind, so sind doch die wenigen Weißen, die dieses weite Gebiet beherrschen, unermeßlich reich. William Bridges, ein Engländer, besitzt allein zweieinhalbtausend Quadratmeilen Land, und die Wolle seiner 90 000 Schafe brachte ihm im vorigen Jahre eine halbe Million Dollar ein.

Der Ursprung dieses seltsamen Volkes ist ein großes Rätsel. Nach Lothrop stammt es von den Patagoniern ab, einer Rasse von Wilden, die an Chiles Küsten lebten; doch er gibt zu, keinen Beweis dafür finden zu können. Darwin selbst war über die Abstammung dieser Indianer vollkommen im unklaren.

Bunte Chronik

* **Hat die Sonne Einfluß auf das Wetter?** Daß der Mond auf das Wetter Einfluß hat, ist ein weitverbreiteter Volksglaube. Daß jedoch die Sonne eine Wettermacherin ist, diese Annahme ist kaum allgemein in Geltung. Und doch ist dem so. Die Sonnenstrahlung ist nicht immer gleichmäßig. Sonnenflecke und andere Umstände beeinträchtigen die Strahlungskraft der Sonne, die durchschnittlich mit zwei Wärmeeinheiten (Kalorien) auf den Quadratzentimeter der Luftgrenze angenommen werden kann. Ist die Sonnenstrahlung über dem Durchschnitt, so erhöhen sich auch die Temperaturunterschiede, die auf der Erde bestehen, im gleichen Prozentsatz. Die Tropen werden verhältnismäßig stärker erwärmt als die gemäßigten Breiten. Die Folge davon ist, daß eine stärkere Luftbewegung entsteht als gewöhnlich. Hoch- wie auch Tiefdruckgebiete prägen sich stärker aus, und der gesamte Witterungscharakter neigt zu Extremen. Starke Kälte im Winter, große Hitze im Sommer treten auf. Schwächt sich dagegen die Sonnenenergie, so sind die Temperaturunterschiede geringer, die Folge davon ist ein gleichmäßigerer Witterungscharakter, der weder nach der einen, noch nach der anderen Seite eine besondere Ausprägung zeigt. Amerikanische Meteorologen sind im Augenblick mit Feststellungen beschäftigt, die ergeben sollen, daß die Haupterscheinungen der irdischen Witterung von der Sonnenstrahlung abhängig sind. Der Amerikaner Clayton ist sogar der Meinung, daß in der Sonne überhaupt der ganze Urgrund für die Witterungserscheinungen zu suchen sei.

*

* **Verschwundener Glanz.** Das alte Sprichwort „Wie gewonnen — so zerronnen“ hat sich nie mehr bewahrheitet als bei den Reichtümern, die in der Inflation erworben worden sind. So mancher Inflationsmillionär, der durch geschickte Spekulationen zum allgewaltigen Finanzmann geworden war, lebt heute wieder in den bescheidensten, ja oft sogar in sehr ärmlichen Verhältnissen. Ein Beispiel dafür ist auch Jaques Bronner. Dieser war während der Inflationszeit einer der reichsten Männer Berlins. Er, der damals u. a. Besitzer des Riesenhotels „Kaiserhof“ war, ist kürzlich in Wien vom Gerichtsvollzieher heimgesucht worden. Man fand bei ihm aber nichts weiter an Habseligkeiten als eine einfache silberne Uhr und einen Reisekorb. Der verkrachte Inflationsmillionär gab an, vollkommen vermögenslos zu sein und erklärte sich bereit, den Offenbarungseid abzulegen.

*

* **Das Geschäft versteh'n wir doch.** Es war einmal ein kleiner Junge, der verkaufte in Amerika Zeitungen und wurde später ein reicher Mann. So fangen die meisten Geschichten der U.-S.-A.-Millionäre an. In Detroit, der jüngsten Millionenstadt der Erde, war irgend ein Wohltätigkeitsrummel, während dessen der Oberbürgermeister, der Gouverneur und viele reiche und angesehene Bürger der Stadt auf der Straße Zeitungen verkauften. Natürlich zu erhöhten Preisen. Die Einnahmen sollen 50 000 Dollar überstiegen haben, was nicht zuletzt auf die Tüchtigkeit der „Zeitungsjungen“ zurückzuführen war, von denen einige ihre Laufbahn vor Jahren als solche begonnen hatten. Aber sie schämten sich dessen nicht, sondern meinten, als man sie auf ihre Geschicklichkeit im Ausrufen aufmerksam machte: „Na, das Geschäft versteh'n wir doch.“

*

* **Schweine als Zugtiere.** Alles schon dagewesen, sagt Ben Akiba; aber daß man Schweine in den Straßen als Zugtiere an einem vierräderigen, mit Damen besetzten kleinen Wagen sieht, dürfte vorher schwerlich vorgekommen sein. In Amerika ist aber alles möglich. Und so kamen einige junge Mädchen in Neuyork, die mit ihrer Zeit nichts Besseres anzufangen wußten und gleichzeitig im Besitze des nötigen Kleingeldes waren, auf den Gedanken, einmal Schweine als Zugtiere zu benutzen und sich damit auf die Straße zu wagen. Bald war ein Paar rosaroter Borstentiere beschafft, die in ein prächtiges Geschirr gesteckt und dann an einen kleinen Wagen, auf dem vier Mädchen Platz nahmen, angespannt wurden. Eines derselben nahm die Zügel, schwang in der anderen Hand eine Peitsche und dann bewegte sich das eigenartige Gespann unter großem Aufsehen und zum Gaudium der Menge durch die vornehmste Straße von Neuyork.

Lustige Rundschau

* **Unangenehm.** Tante: „Na, Hans, was hat denn dein Papa gesagt, als ich gestern abend noch so spät eintraf?“ — Hans: „Er hat gesagt, das alte Sprichwort hätte recht, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben soll.“ W. U.

*

* **Vielversprechend.** Neuer Zimmerherr: „Und dann tun Sie mir um Gotteswillen keine Zichorie in den Kaffee...“ — Wirtin: „Ja, wollen Sie denn klares Wasser trinken?“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.